

Jahrgang II.

No. 3.

Juni 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Strindberg. — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.



Der Krater.

Don Erich Mühsam.

Kain-Verlag München.

Preis Mk. 2.—

Mühsams starke Lyrik gehört zu der Kunst, in der der Autor eine seltsame Verschmelzung von Produkt und Produktivität darstellt. Unsere Zeit ist schon so, dass in ihr meistens nicht die Shakespeares dichten, die Produktiven, sondern die Hamlets, die Produkte; nicht die Prägenden, sondern die Geprägten. Auch Mühsam ist ein Geprägter; nur hat ihm nicht die Literaturübung und die Mode den Stempel aufgedrückt, sondern das Leben und die Zustände unserer Zeit. Man hat den Eindruck: die Leiden, die er in bitteren und scharfen Tönen, manchmal fast mit einem feixenden Exhibitionismus hinausschreit, sind nicht nur erfahrene, geistig und seelisch erlebte, die von einem Individuum empfangen werden, sondern diese Schmerzen sind er selbst; sie sitzen nicht nur als Begegnungen in seinem Geist, sondern sie sind von Geburt wegen mit ihm verbunden; sie sind sein ganzer Mensch und sein Körper. Was er darum dichtet, ist nicht nur politische oder soziale oder sozialistische Lyrik; nicht nur leidende Liebe und Sehnsucht und Geilheit und Galgenhumor; aus ihm dichtet die Unbeherrschtheit, der Jammer, die Wut und manchmal geradezu die Degeneration und Neurasthenie. Das Alles aber natürlich verbunden wiederum mit geistiger Beherrschtheit mit viel Wissen um seinen Zustand, mit Witz und Ueberlegenheit und mit einer grossen Güte, die aus reichlicher Bosheit immer wieder hervorbricht. Da nun Mühsam dazu eine sehr starke formale Begabung hat, eine grosse Kraft des Rhythmus, die oft bezwingend ist, die Kunst des Abrundens und Gestaltens, die Macht des anschaulichen Bildes bis zur Grellheit und der stark betonten Rede bis zur Beschwingtheit und obendrein eine erstaunliche Schlagkraft des Reims (die er nur nie verstandesmässig-witzig in den Ausbruch des Gefühls hineinplumpsen lassen dürfte), so ergeben sich in dem Bande viele Gedichte, die uns in die Qual, die Brunst, die Wildheit und den Aberwitz tief hinein-zwingen. Wir erleben in einem Mitfühlen, gegen das nur der Kalt-sinn eine Wehr hat, das „Lebensfeuer, dessen Knecht“ er ist, dieser Verbannte, dieser „Trunkenbold des Leides“. Und manchmal kommt darüber hinaus ein Ton der Schönheit und der Weihe und der Selbstsicherheit, dass wir uns sagen: Wenn er, der diese Jugend der Qualen und des Tobens hat, einmal doch noch ein Reifer werden sollte, dann wird er ein Grösserer sein, als die vielen Scheinreifen, die schon fertig auf die Welt gekommen sind. Und vielleicht ist er auch heute schon ein Grösserer?

(Gustav Landauer in der „Zukunft“.)



Jahrgang II.
No. 3.

München,
Juni 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Strindberg.

Das Lebenswerk August Strindbergs ist abgeschlossen. Die Welt ist um eine Elementarkraft ärmer geworden. — Ich gestehe, dass diese Feststellung vorerst alles enthält, was mir am frischen Grabe des Toten auszusprechen Bedürfnis ist. In aller Eile die äusseren Daten seines Lebens aus Literaturkalendern und Konversationslexiken herauszustöbern oder gar alles Erreichbare an Strindbergschen Büchern zusammenzuraffen, um aus flüchtiger Durchsicht ein Charakterbild zu fixieren, käme mir wie Leichenschändung vor. Ein zuverlässiges Portrait dieses Genies ist solange noch gar nicht möglich, wie der Nachlass, der wahrscheinlich sein Persönlichstes enthält, nicht vorliegt, und wie nicht eine abklärende Distanz zwischen der Zeit seines Schaffens und der einer objektiven Bewertung entstanden ist. Die Spannweite der Strindbergschen Produktion ist so gross, dass das kritische Urteil zunächst dem Gefühl allein vorbehalten bleiben muss. Mein subjektives Gefühl ist voll Bewunderung für die ungeheure dichterische Dynamik, die in Strindbergs Werken Gestaltung fand, und voll Ablehnung gegen das abgründlich hässliche Weltbild, das

sich in allen seinen Leidenschaften spiegelt. Nichts schien diesem Riesengeist göttlich, alles sah er durch die Brille einer qualvollen Teufelsgläubigkeit. Die Konsequenz der Satanskonfession Strindbergs war der Gang nach Damaskus, war die Flucht ins Christentum. Aber Strindberg blieb als Christ, was er als Heide gewesen war: ein mystischer Nörgler, ein fluchender Titan. Und er hatte den Mut zu seiner Skepsis. Nichts galt ihm sicher, nichts erklärt. Die Wissenschaft hat in Strindberg ihren gefährlichsten Feind verloren. Das Räderwerk ruht, in dem ihre „Erkenntnisse“ zerstückelt wurden. Auch zu seinen Feigheiten hatte Strindberg den Mut. Er zitterte vor dem Weibe, das für ihn das starke Geschlecht repräsentierte, dem er sich hörig fühlte und das er dafür hasste mit der ganzen Inbrunst seiner gigantischen Künstlerschaft. Unsagbar hässlich war die Welt, die Strindbergs Augen sahen, unsagbar grossartig aber ist das Bild, das er von dieser Welt gemalt hat. Mit Strindberg verblich die andere der Gestalten, die die letzten fünfzig Jahre überragten: Leo Tolstoj ging vor ihm, den Nachfahren aber wird es überlassen bleiben, ob sie sich zu Tolstoj's himmlischer Welt oder zu Strindbergs höllischer entschliessen wollen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Während ich nun so allein mitten über den Hof ging, hin und zurück, immer hin und zurück, und die andern in langem Zuge — es waren 25 Mann (es wird in mehreren Abteilungen marschiert) — immer um den Hof herum, immer herum trotteten, sah ich mir die einzelnen Gestalten an. In Sträflingsanzügen waren nur ganz wenige, nur solche, die, wie es in den Verhaltensvorschriften hiess, ohne reinliche und schickliche Kleidung ins Gefängnis eingeliefert waren. Die meisten trugen einfache Arbeiteranzüge mit Schirmmützen und an den Füssen Anstaltslatschen. Nur vielleicht fünf oder sechs ausser mir hatten eigenes Schuhzeug an. Auch das Alter war nicht so unterschiedlich, wie man vermuten könnte. Mein Wagengefährte, der Mann, der selbst an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifelte und den ich in steifer Haltung im Zuge schreiten sah, dürfte der älteste Insasse des Gefängnisses sein, sofern nicht in Abteilungen, die mir

unsichtbar bleiben, noch ältere Leute stecken. Blass, kränklich und wenig intelligent sahen fast alle aus, wenige robuste Kerle nur, und fast gar keine geistig beträchtlichen Physiognomien.

Ich will einige hervortretende Typen hier festzuhalten suchen. Einer war da, in Gang und Haltung wie ein Vikar, in schwarzem Gehrock, mit rundem schwarzen Hut, Oberhemd und schwarzer Kravatte, der bei weitem eleganteste der Häftlinge. Aber das Gesicht von ganz minderweitigem Ausdruck, blöde, reuig, interesselos. Grosse, schlappe aus den Manschetten hängende Hände. Wahrscheinlich ein unzuverlässiger Geschäftsangestellter, der seinen Skatverlust durch Unterschlagung einer Postanweisung decken wollte. Dann ist da ein gesunder, rundlicher, netter junger Kerl in blauem Sträflingskittel. Er scheint immer lustig zu sein. Jedenfalls hat er etwas Sonniges, Lachendes an sich. Er führt den kläglichen Zug an und scheint, wie ich an den folgenden Tagen beobachten konnte, an dieser Würde besonderes Gefallen zu finden. Man wird ihn mal geärgert haben, und daraus mag eine Sachbeschädigung oder ein Hausfriedensbruch geworden sein. Einer ist da, ein Mensch von vielleicht 27 Jahren, der geht mit steif nach hinten gebogenem Körper, die Hände in die Taschen seiner gelben Jacke vergraben, die schwarzbärtige Oberlippe zusammengekniffen, einher, ohne nach links oder rechts einen Blick zu werfen. Er sieht ziemlich verschlagen aus und man könnte ihn für einen Heiratsschwindler halten. Zwei besser gekleidete Leute sind erst im Laufe der Woche dazugekommen. Einer, der zwei Zellen neben mir wohnt (neben meiner neuen Behausung nämlich, von der noch zu reden sein wird), hat das intelligenteste Gesicht von allen meinen Mitgefangenen. Etwa 36 Jahre alt, blonden, dichten an den Seiten beschnittenen, nach unten gefranzten Schnurrbart, kluge braune Augen, sicheren, beinahe weltmännischen Gang. Heute kam er während einer der Geschirrrreinigung gewidmeten Zellenöffnung zu mir, mit einem Plätteisen in der Hand, und bat mich um Lektüre für den Sonntag. Ich gab ihm die Aphorismen von Peter Hille, die Droop unter dem Titel „Aus dem Heiligtum der Schönheit“ bei Reclam herausgegeben hat. Ob er viel Genuss an diesen Herrlichkeiten haben wird, weiss ich nicht. Ich traue ihm aber zu, dass er wenigstens das biographische Vorwort mit Interesse lesen wird. Ich hätte ihm gern was anderes mitgegeben, hatte aber garnichts geeignetes, weil ich die Bücher, die Caro mir kürzlich brachte, ihm heute zurückgegeben habe. Da der Mann meinen Namen nicht kennt, der in dem Vorwort mehrfach genannt wird, kann er ja auch nicht auf die Vermutung kommen, dass ich ihm die Schrift etwa aus Eitelkeit überlassen habe. Was mag er begangen haben? Vielleicht eine Urkundenfälschung oder ein ähnliches Delikt, zu dem die Geschäftsusancen in unserer wunderlichen Gesell-

Schaftsordnung ja reichlich Gelegenheit bieten. Der andere Mann, von dem ich sprach, mag im gleichen Alter stehen. Er hat ein gelbliches Gesicht, kurz geschnittenen schwarzen Schnurrbart, verkniffene Züge und graumeliertes Haar. Ein Mensch, der nicht im mindesten skrupelhaft aussieht und dem ich schon eine grosszügige Betrügerei zutrauen könnte.

Die auffälligste Erscheinung unter den Sträflingen ist ein jüngerer Mensch im Arbeiteranzug. Er ist wohl das hässlichste und abschreckendste Menschenexemplar, das ich je gesehen habe. Die ganze obere Gesichtshälfte ist von einem riesigen Muttermal überdeckt, das in allen Farben eines Pavianhintern schimmert. Das Kinn, das ganz ohne Form ist, liegt darum, wie eine weissgetünchte Schuppenkette. Die graugelben Augen haben einen bösen, stechenden Blick. Der Körper ist gedrungen, der Rücken zum Nacken hinaufgezogen, die Glieder sind plump und doch hat der Gang etwas schleichendes, heimtückisches. Der vollendete Typ eines psychopathischen Schwerverbrechers, unsäglich roh in Bewegungen und Gebahren. Der Mensch wendet seine viehische Fratze frech nach allen Seiten, als ob er damit kokettieren wolle, spuckt unter lautem Rülpsen vor sich weg, grinst fortwährend, stampft seine klobigen Fäuste nach unten, furzt, indem er stehen bleibt und sein Bein aufhebt und führt Selbstgespräche in den verdorbensten und gemeinsten Ausdrücken. Ich sehe weg, sobald er an mir vorbeikommt, aber er scheint es bemerkt zu haben und feixt mich von unten herauf schief, frech und schäbig an. Jeder Gewalttat, glaubeich und jeder Schurkerei ist dieses Scheusal fähig. Aber ein Schulbeispiel scheint mir dieser Mann zu sein dafür, dass alle Schlechtigkeit Unglück, dass alle Schuld Schicksal ist (und von der Akademieformel gewisser Psychoanalytiker, dass alles Schicksal selbstgewollt sei, halte ich nicht allzuviel). Richard III. ins Proletarische übersetzt. Kann dieser Mensch gut sein, edel, menschenliebend, den die Natur so infam hässlich gemacht hat? Niemals werden zärtliche Lippen seine entsetzliche Larve geküsst haben. Muss da nicht der Neid aufsteigen und die Wut und die Bosheit und alle Niedrigkeit? — Und nun ist wohl die Lust über ihn gekommen, Böse» zu tun — ohne Ahnung von seinen eigenen Gründen Rache zu nehmen an den Menschen für das schmachliche Verbrechen, das die Natur an ihm beging. Und er schlägt jemandem das Auge ein oder vergewaltigt ein Kind oder zündet seinem Nachbarn das Haus an, oder raubt einem behäbigen Rentier den Geldbeutel; denn bitterarm ist er obendrein Doch. Aber was mordete doch der bleiche Verbrecher? Er mordete nicht um zu rauben, sondern er raubte um zu morden. Nietzsche hat die Menschen gekannt. Die Häscher aber greifen nach der unseligen Missgeburt, und die Richter verbünden sich, ihn zu strafen für

all sein Leid, für all sein bitteres Unglück. Und nun haben sie ihn ins Gefängnis gesetzt, dass ihm seine Enterbung um so deutlicher bewusst werde. Statt dass man alles täte, was in schwachen Menschenkräften steht, um soviel Unheil erträglicher zu machen! Guten Wein sollte man ihm geben und weiche Betten, auf Gummi sollte er fahren dürfen und flinke Hände jedem seiner Wünsche bereit finden! — So, nur so könnte man die Gesellschaft schützen vor seiner Rache, vor seinem, doch wohl gerechten Zorn. So, nur so könnten wir uns selbst schützen vor den Vorwürfen, die wir uns bei seinem Anblick zu machen haben.

Gleich wird die Glocke zum Schlafengehen läuten. Ich muss für morgen aufheben, was über den Montag noch zu sagen ist, und muss mich vorbereiten, lange wachend im Dunkeln zu liegen und viele schmerzliche Gedanken passieren zu lassen, die heute wohl meist meinem lieben, vermissten schwarzen Notizbuch gelten werden.

Sonntag, den 7. November 1909.

Wo stand ich doch? Bei dem ersten Morgenspaziergang auf dem Gefängnishof. Täglich früh um ½8 Uhr müssen wir hinaus (heute am Sonntag, blieb es uns erspart) und einer hinter dem anderen hermarschieren, gegen 30 mal herum um den dumpfigen Hof. Zweimal habe ich die Rundgänge gezählt und einmal 29, einmal 32 festgestellt, und der ganze Umkreis ist bezeichnet von dem dicken, gelben, schleimigen Auswurf der armen Menschen, die man fortwährend röchelnd ausspucken hört. Ich habe ein Grausen vor dem wurmartigen Schleim, der an meinem Wege liegt, und hebe den Kopf hoch, um ihn nicht sehen zu müssen, denn immer fürchte ich, es könnten sich Tuberkeln daraus befreien und den Weg in meinen Hals finden. Zwanzig Minuten dauert der Rundmarsch. Zwanzig Minuten Gefängnishof im dicken grauen Morgennebel, das ist die einzige Zeit, wo wir hier „frische Luft“ atmen dürfen.

Den Montag-Vormittag benutzte ich dann zum Briefschreiben: an C, an S., an die Freunde im Cafe des Westens, an F., der der einzige ist, von dem ich Antwort bekam. Aber gestern erfuhr ich durch den Inspektor, dass diese Postkarte und ein Heft der „Schaubühne“ von ihm direkt zu mir hinaufgeschickt worden seien, weil er gleich sah, dass das ohne Belang war, dass aber alle anderen an mich eingetroffenen Postsachen, und es seien schon etliche angekommen — an den Richter weitergeführt seien. Gesehen habe ich davon noch garnichts. Auch eine Titelzeichnung für ein neues Buch, über das ich am Tage vor meiner Verhaftung mit F. gesprochen hatte, entwarf ich, musste aber bei allen diesen Beschäftigungen häufige Pausen eintreten lassen, weil das von hinten fallende Licht meinen Schatten vor mich auf das Papier warf, und das Schreiben und Zeichnen daher meine Augen ausserordentlich anstrengte.

Mittags wurde ich ins Büro hinuntergerufen, wo Caro mich erwartete. Wir berieten über das, was zunächst geschehen müsse, und er erzählte mir, dass meine Verhaftung von allen Bekannten mit grosser Teilnahme aufgenommen wurde, und dass sich auch die Presse, abgesehen wieder von einigen liberalen Organen, deren Schmöcke mich in meiner „Harmlosigkeit“ als nicht ernst zu nehmen beschimpften, sympathisch benähme. So las er mir eine Notiz aus der „Welt am Montag“ vor, die entschieden für mich Partei nahm.¹⁾ Ich trug Caro noch einige Wünsche auf, vor allen Dingen bat ich ihn, für Lektüre zu sorgen und für Decken, die die Härte meines Lagers weniger empfindlich machten. Er versprach alles und ging. Ich Hess mich wieder in meine Zelle sperren. . . .²⁾
(Fortsetzung folgt.)

Münchener Theater. „Circe.“ — „Jedermann.“

Calderons „Circe“ aufzuführen ist ein interessantes Experiment, und das Künstlertheater hatte den Mut, bei der Eröffnung der Bayerischen Gewerbeausstellung das Experiment zu machen. Herr Georg Fuchs hat das phantastische Festspiel nachgedichtet, Herr Eduard Künneke hat eine Musik dazu geschrieben, Herr Alfred Halm inszenierte die Aufführung und Herr Professor Hierl-Deronco entwarf Dekorationen und Kostüme. Bewährte Schauspieler suchten zum Gelingen beizutragen: Tilla Durieux, Max Pallenberg, Waldemar Stägemann, Ludwig Hartau.

Das Experiment — das sei vornweg bemerkt — misslang. Ich möchte niemandem Schuld aufbürden. Es war ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt. Nicht dass ich die Künstler untauglich schelten sollte. Ihren Bemühungen dankten wir wundervolle Einzelheiten. Es sei hier aber einmal ausgesprochen: Das Künstlertheater selbst, das uns als Normal- und Reformbühne gepriesen wurde, ist eine für festliche Regie durchaus ungeeignete Anstalt. Um üppige Szenen wirksam zur Geltung zu bringen, dazu braucht man zunächst Platz. Um phantastische Szenen phantastisch

¹⁾ Als ich aus dem Gefängnis herauskam, konnte ich allerdings feststellen, dass auch nur entfernt menschenmögliche Glossen über die Verhaftung in sehr wenigen Blättern erschienen waren. Im übrigen hatten die Organe aller Parteien (die „Münchener Post“ allen voran) mich persönlich in der Zeit, wo ich wehrlos eingesperrt war, so gemein beschimpft, dass ich mich veranlasst sah, im „Vorwärts“ gegen dies perfide Verhalten öffentlich Verwahrung einzulegen.

²⁾ Längere Betrachtungen rein privater Natur lasse ich hier fort.

wirken zu lassen, dazu braucht man bestimmte Requisiten, über die das Künstlertheater dank seiner unzweckmässigen Anlage nicht verfügt. Um Zauberstückchen zu machen, Gegenstände oder Menschen erscheinen und verschwinden zu lassen, dazu braucht man eine Versenkung. Hat man, wie im Künstlertheater, keine Versenkung, weil der Platz dazu um des Prinzips der Reformbühne willen fehlt, so muss man darauf verzichten, phantastisch-romantische Festspiele aufzuführen. Man hatte seinerzeit die Möglichkeit, das Künstlertheater so zu bauen, dass technische Unzuträglichkeiten vermieden werden konnten. Jetzt rächt es sich, dass man den Theoretikern nachgab, statt auf die Praktiker zu hören. Die grundsätzliche Vereinfachung der Szene ist Unsinn, solange man nicht auch die grundsätzliche Vereinfachung des Theaterspiels überhaupt hat. Kein verständiger Mensch wird im Zeitalter der Benzinknipser zum Feuerstein zurückgreifen, sofern nicht etwa ein sozialer Gedanke ihn und seine Nächsten veranlasst, eine Uebergangszeit hindurch primitive Lebensformen zu pflegen.

Um mit den unzulänglichen Raumverhältnissen des Künstlertheaters fertig zu werden, bedurfte es eines Regisseurs wie Max Reinhardt, der da draussen mit den „Räubern“, dem „Sommernachts Traum“, und der „schönen Helena“ ja in der Tat ausgezeichnete Leistungen bot. Wieviel Schweiss und Flüche es ihn gekostet hat, möchte ich aber nicht zählen. Wie er sich mit „Circe“ abgefunden hätte, lässt sich schwer ermesen. Ob er aber den Wunderschrank, der plötzlich zu erscheinen hat, durch zwei Diener auf die Bühne hätte rollen lassen, um ihn dann durch zwei Diener wieder abholen zu lassen, kann füglich bezweifelt werden.

Herr Halm ist gewiss ein tüchtiger Regisseur. Wollte er jedoch an der Stätte, wo bisher Reinhardt gewirkt hat, eine von Reinhardts Art deutlich unterschiedene Kunst zeigen, so hätte er in den Tänzen und Gruppierungen weniger eng an Reinhardt anschliessen sollen, um nicht einen für ihn sehr ungünstigen Vergleich zu provozieren. Das Herantanzten der Nymphen im ersten Akt wirkte nicht natürlich wie die Elfenaufzüge in Reinhardts „Sommernachtstraum“, sondern einstudiert und balleteusenhaft.

Die Szene selbst sah manchmal arg aus. Es geht doch nicht, dass man hinter einem dichten Wald, der ins Grenzenlose gehen muss, die Pappwand sieht, die die Bühne abschliesst. Im zweiten Akt geht der Vorhang auf und man erblickt den verführerischen Garten durch drei blaue Kachelkamine hindurch, in denen goldbronziierte Götzenbilder stehen. Darüber wölbt sich ein karmoisinroter Himmel. Das sind Unmöglichkeiten.

Sehr hübsch wirkte dagegen das einfache Bühnenbild am Meeresufer, die Felsblockkette, hinter der der Riese Brutamonte vor dem

erschrockenen Clarin auftaucht. Am besten das Schlussbild, der rauchende Kraterschlund, in dem Circe zu den Göttern entwindet.

Es war eine ausgezeichnete Idee, im ersten Akt Circe und ihre Begleiterinnen in den grandiosen spanischen Kostümen der Velasquez. Zeit erscheinen zu lassen. Der Kontrast zu den gepanzerten Griechen war sehr wirksam und schön. Warum sich aber die Damen im weiteren Verlauf der Begebenheiten plötzlich in griechischen Gewändern zeigen mussten, bleibt unerfindlich.

Die Schauspieler hatten eine undankbare Aufgabe zu lösen. Denn so interessant der Versuch immer sein mag, das Festspiel Calderons zu beleben und so geschickt sich Georg Fuchs immer mit dem schwierigen Problem abgefunden hat, ein Übelstand bleibt für den verwöhnten Geschmack der Zeitgenossen doch bestehen: Die ganze Art, wie sich die Vorgänge entwickeln, selbst die erotischen Szenen und die Wunderhaftigkeiten sind ohne dichterischen Schmiss, wirken nüchtern und reizen zum Gähnen. Daran ändern reizende kleinere Einzelheiten, wie die Dialoge zwischen Clarin und Leporell, oder die Szene mit dem Zwerg und der Duenna nichts, dass man mit dem Gefühl das Theater verlässt: es war langweilig.

Frau Durieux, die (mit roten Haaren) pompös aussah, nahm die Rolle als Circe so, wie sie nach der Calderons-Fuchs'schen Vorlage genommen werden musste: Kühl und majestätisch. Sie sprach ihre Rolle mehr als sie spielte und vergrösserte dadurch die Gestalt der Circe in der richtigen Erkenntnis, dass sie keine Verinnerlichung zulässt. Tilla Durieux ist vielleicht die bedeutendste Sprecherin der deutschen Bühne, und so gab ihre Leistung dem Abend den besten Teil an Schönheit und Wirkung. Der Ulysses des Dr. Staegemann vom Berliner königlichen Schauspielhaus war mir etwas zu weich, zu tenorhaft, hatte aber, besonders in der Liebesszene des letzten Aktes, sehr schöne Momente.

Max Pallenberg nannte ich hier schon vor einem Jahre einen Komiker, dessen gleichen es nicht zum zweiten Male gibt. Sein Clarin bestätigte die hohe Meinung, die er hier vom Menelaus und von Jupiter her hinterlassen hat. Das ist ein prachtvoller Kerl, voll bizarrer Einfälle und dabei voll Grösse und Innerlichkeit in seiner Komik. Im Äusseren und in der Sprache wirkt er wie eine Karrikatur auf Moissi. Manchmal ärgert man sich über ihn, wenn er in seinem wienerischen Dialekt einen gar zu blöden Witz macht. Man denkt sich: Zum Teufel! Das gehört doch in die Budapester Orpheum Gesellschaft! Dann aber schlägt er plötzlich um und sagt mit tottrauriger Stimme einen Satz, dass man nicht weiss, ob man vor Lachen platzen oder laut aufschluchzen soll. Es wird mir unvergesslich sein, wie er, aus einem Affen in seine Menschengestalt zurückverwandelt, im weissen Harlekinkostüm vor den roten Vorhang

tritt, sich halb in dessen Falten versteckt, melancholisch ins Publikum hineinschaut und mit unendlicher Wahrheit sagt: „Ich schäme mich zu Tode“. — Er und die Durieux konnten mit dem ganzen Abend versöhnen.

Die übrigen Darsteller entsprachen ihren Anforderungen. Ludwig Hartaus Prinz von Trinacrien wäre vielleicht besonderer Erwähnung wert.

Das Gute der „Circe“-Aufführung ist somit den Schauspielern zu danken. Es wäre sehr zu wünschen, dass das Künstlertheater sich entschliesse, ihnen Aufgaben zu stellen, die weniger nach Experiment riechen wie Calderon-Ausgrabungen. Es gibt moderne Stücke genug, aus denen eine kundige Regie mit so hervorragenden Darstellern, wie sie draussen zu Gebote stehen, Brillantes machen könnte, Stücke sogar, die ohne grosse Schwierigkeiten auch auf der Normal- und Reformbühne gespielt werden könnten. Ich erlaube mir zunächst zwei Vorschläge: Wedekinds „So ist das Leben“ und Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt“. Beide Dramen sind in München noch nicht zu der Aufführung gelangt, die ihnen gebührt. In beiden Dramen ist für Regie, Ausstattung und Darstellung die Möglichkeit zu grossen und schönen Leistungen enthalten.)

Wer noch zweifelt, ob zur Inszenierung wirklich theatermässiger Spiele grosse, tiefreichende und auf jede technische Forderung vorbereitete Bühnen mehr leisten können als ein reformiertes Relieftheater, der sehe sich im Hoftheater „Das alte Spiel von Jedermann“ an, eine Aufführung, die in der Geschichte des deutschen Theaterspiels bemerkenswert bleiben wird.

Das Mysterienspiel selbst, das Hugo von Hofmannsthal einer alten englischen Moralität nachgedichtet hat, ist ganz naiv. Jedermann wird jedermann in persona vorgeführt, in all seiner Härte, seinem Unverstand, seinem Geiz, seiner Selbstsucht, seiner Oberflächlichkeit, seiner Verbuhltheit, seiner Schwäche und seinem gottvergessenen Wandel. Gottvater schickt den Tod aus, Jedermann vor seinen Thron zu laden. Während eines festlichen Gelages überrascht ihn der Tod, vor dessen schauerlichem Anblick alle ausreissen, Jedermanns Buhlschaft zuerst, dann Jedermanns guter Gesell, sein

) Die Sommerbühne im Ausstellungspark hat inzwischen ein zweites Stück herausgebracht. Es heisst „Kismet“ und ist ein Bayerisches Gewerbeschauspiel. „Kismet“ hat das Verdienst, einen neuen dramatischen Typus zu kreieren: Man engagiert aus einem besseren Variete eine Schlangentänzerin und baut ein „Traumspiel aus 1001 Nacht“ um sie herum. Das Publikum bekam sehr wertvolle orientalische Tücher zu sehen.

dicker Vetter und sein dünner Vetter und die ganze Tischgesellschaft. Jedermann fleht alle an, ihn doch zu dem schweren Gang zu begleiten und befiehlt endlich seinen Knechten, seinen Goldschatz zu bringen. Den will er mit sich nehmen. Aber der Deckel der Truhe hebt sich und Mammon wird sichtbar, höhrend klärt er Jedermann auf, dass er nur auf Erden zu tun habe, und so weiss Jedermann gar keine Begleitung mehr. Da rufen ihn mit schwacher Stimme seine guten Werke an, in einer Frauengestalt verkörpert, die sich vor Entkräftung garnicht vom Boden erheben kann. Er solle sie mitnehmen, sie werde ihm in den Tod folgen. Der Glaube erscheint, stärkt Jedermanns Seele, sodass auch seine guten Werke sich erheben können und ihn unter Engelsgesang, verklärt, gereinigt und geläutert in die himmlischen Sphären hinübergeleiten. Der Teufel aber, der Jedermann schon sicher zu haben glaubte, hat voll Ärger das Nachsehen.

Diese fromme Symbolisierung eines kindlichen Katholizismus hat Hofmannsthal in sehr anmutige Knittelverse gekleidet (bei denen mich nur manchmal die altertümliche Form störte, das „nit“, das nicht ganz frei schien von wienerischem Schmalz). Das muss dem Dichter auf jeden Fall zugestanden werden, dass es ihm gelungen ist, durch eine raffinierte Szenenführung, die die Handlung ohne Unterbrechung abwickelt, das Werk dem modernen Geschmack geniessbar zu machen, wobei er, in richtiger Erkenntnis, dass hier alles auf Sinnenwirkung ankommt, dem Regisseur die Hauptaufgabe überliess.

Die Regie führte Albert Steinrück. Dieser Mann ist aus Reinhardts Schule hervorgegangen. Er schliesst mit Wissen und Willen an Reinhardts Regiekunst an, und ihm ist es in „Jedermann“ als Erstem gelungen, eine Inszenierung zu bewerkstelligen, die über Reinhardts stärkste Leistungen hinaus die vollendetste Theaterkunst die bisher gezeigt wurde, zustande brachte. Steinrücks „Jedermann“-Einrichtung ist ein kaum mehr überbietbares Meisterstück theatralischer Regie. Theaterkunst ist nämlich, was manchen Leuten noch gesagt werden muss, keine Reproduktion von Wirklichkeiten, sondern sinnfällige Gestaltung dichterischer Phantasie-Produkte. „Theater“ auf der Bühne ist also kein Vorwurf, sondern, sofern es von Geschmack bedient ist, Aufgabe der Szenekunst.

Der Vorteil, über den Steinrück im Voraus verfügte, bestand in den riesigen Dimensionen der Bühne des grossen Hoftheaters und in der technischen Vollkommenheit ihrer Requisiten. Sein Verdienst besteht in der fabelhaft kühnen, erfindungsreichen Ausnutzung dieser Vorteile, und an dem Verdienst partizipiert der Hofrat Klein, dessen szenische Dekorationen jedem Theatermaler als Muster empfohlen werden sollten.

Die Bühne war in drei Teile geteilt, die in Etagen hintereinander aufstiegen. Durch Ueberdeckung des Orchesters war die Vergrosserung der Szene bis unmittelbar vor die Reihen der Zuschauer erzielt und die Möglichkeit, handelnde Personen nach Belieben von unten herauf die Bühne betreten zu lassen. Für den Wechsel der Stimmungen sorgte die Beleuchtung, die zum Teil durch Scheinwerfer bewirkt wurde und stets nur einen Teil der Bühne, oft nur die Personen sichtbar werden liess.

Als der Vorhang hochging, sah man einen leuchtenden Sternenhimmel und im Hintergrund der Bühne einen katedralen Bau in drei Spitzbögen, der während des ganzen Spiels das Szenenbild beherrschte. Die ganz irdischen Szenen spielten sich im unteren Teil der Bühne ab und die mystischen Vorgänge im Mittelbau. Ganz besonders eindrucksvoll war das Festmahl Jedermanns, das mit prachtvoll gelungenen Reigenaufzügen begann, bis plötzlich unter der Gruppe der auseinandertretenden Gäste die lange gedeckte Tafel stand, die weiss durch das Dunkel des Raumes leuchtete, während jede Person, einzeln belichtet, sich wirksam vom schwarzen Hintergrund abhob.

Die Erscheinung des Todes während des Mahles war überwältigend schaurig. In grünem Licht, wie phosphoreszierend stand er da mit sichtbaren Rippen, und wenn er den Mund aufat, glaubte man seine Zähne klappern zu hören. Wie Herr von Jacobi diesen Effekt hervorbrachte, muss ihm als eine Glanzleistung künstlerischer Maskierung angemerkt werden.

Auch die Schlusszene war märchenhaft schön. In den schwarzen Spitzbogen der Kathedrale die Gestalten des Glaubens und der guten Werke, und zwischen ihnen einfache und lichte Engel. Die Gefahr, bei diesem Auftritt ins Kitschig-öldruckhafte zu entgleisen, würde erfreulicherweise durchaus vermieden. Etwas störend empfand ich das auf den Stufen zum Oberbau knieend gesprochene Vater- unser Jedermanns, das sentimental anmutete. Sonst trübte nicht eine einzige Banalität die künstlerische Reinheit des volkstümlichen naiven Spiels.

Das dankbare uneingeschränkte Lob, das dem Regisseur gebührt, könnte nicht so aus vollem Herzen kommen, wäre sein Werk nicht durch eine glänzende Aufführung zur vollen Geltung gekommen. Abgesehen von dem Prolog, der zum Glück nur wenige Verse zu sprechen hatte, trat kein einziger Schauspieler störend in die Erscheinung. Die Hauptrollen aber waren so ausgezeichnet besetzt, dass die Zuschauer ununterbrochen fast zwei Stunden vor dem offenem Vorhang sitzen konnten, ohne die Empfindung eines erlesenen künstlerischen Genusses zu verlieren.

Allen voraus ist Herr Lützenkirchens Jedermann zu rühmen. Er war so, wie das Volk, das Jedermanns Märchen erträumt hat, ihm sich vorgestellt haben mag: der protzige, selbstgefällige, aufs Aeusserliche gerichtete Mann mit der gelinden Bonhomie und irgendwo im tiefsten Innern dem braven Herzen. Am besten gelang ihm die Verzweiflung des reichen verwöhnten Menschen darüber, dass plötzlich in seinem Unglück alle von ihm abrücken. Auch zuletzt als Büsser zeigte er starkes Gefühl und gute Haltung.

Von Herrn von Jacobi als Tod war schon die Rede. Seine Maske war ausserordentlich und sein Spiel sehr gut. Es tat wohl, dass er auf gekünstelte Schauerlichkeit der Sprache, auf den dumpfen Gespensterton verzichtete. Er sprach klar, hart und eindringlich und tat damit seiner Rolle den besten Dienst.

Frau von Hagen gab Jedermanns Buhlschaft einen dezenten liebenswürdigen Charakter, Herr Ulmer als Jedermanns guter Gesell wirkte besonders in der Szene, wo er ihm die Gefolgschaft kündigt, sympathisch. Den Teufel spielte Herr Schwanneke sehr lustig, den Mammon Herr Graumann kräftig und gut. Als Schuldknecht fesselte der junge Herr Alten ungemein. Hier scheint sich ein starkes Talent zu entfalten. Dasselbe gilt von dem offenbar sehr begabten Fräulein Hohorst, das die guten Werke Jedermanns mit grosser Innerlichkeit und Wärme verkörperte. Ganz besonders möchte ich auch Frau Conrad-Ramlo hervorheben. Das war Jedermanns Mutter, so ergreifend, so wahr und voll stiller Güte, wie sie in Jedermanns Gemüt lebt.

Es macht grosse Freude, mit solcher Begeisterung über eine Theater-Aufführung referieren zu können. Die Münchner Bühnenleiter mögen dafür sorgen, dass öfter als bisher Grund zur Freude gegeben sei.

Bemerkungen.

Bonnot, Garnier und Co. „Alles verstehen heisst alles verzeihen“, sagt der Banause, wenn er grosszügige Weltanschauung markieren will. Der Satz: „Alles verzeihen heisst nichts verstehen“ dürfte zutreffender sein. Das schicke ich meiner Meinungsäusserung über die merkwürdigen Pariser Vorgänge voraus, um dem Verdacht zu entgehen, ich möchte die Taten der sogenannten Automobilapachen dem Verständnis guter Bürger näherücken, um sie ihrer Verzeihung zu empfehlen. Der moralische Abscheu, mit dem der Ordnungsmann jegliche Entschuldigung jener Verbrecher, Mörder und Banditen von sich abwehrt, ist völlig in der Ordnung. Gehe ein jeder seinem Tagewerk nach, zahle seine Steuern, verdamme die Uebeltäter und freue sich, dass Gott ihn anders und nach bestem Wunsche geschaffen hat.

Mir als dem Anwalt der Verstossenen mit dem Kainsmal an der Stirn wird man freundlichst eine abweichende Meinung über die

Taten Bonnots, Garniers und Co. zubilligen müssen. Gewiss wünsche auch ich nicht, dass die bewaffnete Bankräuberei, werde sie auch von gestohlenen Automobilen aus und mit viel romantischem Beiwerk ausgeübt, zur geltenden Umgangsform im Leben der Nationen auswachse. Aber mir scheint die Befürchtung übertrieben, dass eine Sympathieäusserung für die, die dergleichen einmal unternommen haben, zur Nacheiferung anstacheln könnte. Was in mir für die Pariser Räuber Sympathieregungen weckt, ist gerade das Bewusstsein, dass ihr Auftreten, ihr Vorgehen, ihr Ende vereinzelt bleiben muss, weil nur in vereinzelt Ausnahmemenschen die Verzweiflung an allem menschlichen Gehaben zu so phantastischer Entschlossenheit, zu einem solchen Grade kühner Selbstentäusserung reifen kann.

Der Staatsanwalt, der da aufgesprungen ist, möge sich wieder setzen. Ich denke nicht daran, zur Nachahmung von Taten aufzureizen, die niemals aus einer Anstachelung von aussen her geboren sein können. Genau so unsinnig wäre die Annahme, warnendes Ab-raten hätte die Bonnot, Garnier, Vallet und ihre Gefährten je hindern können, zu unternehmen was sie taten. Das waren Erledigte, die das Bewusstsein hatten, wie fertig sie waren. Am Wahnwitz der gesellschaftlichen Organisation Zertrümmerte, die ihr Aufgehen im Nichts explosiv gestalten wollten. Und auf ihre Art waren es Helden: geschlagene Soldaten, die noch einmal in den Kampf gingen, in den Feind hineinhielen und ihrer Uebermacht sterbend erlagen. Keiner von ihnen hat sich ergeben, keiner ist der Polizei, dem Militär, der Justiz lebend in die Hände gefallen, — sie alle haben sich gewehrt bis zum Ende.

Vom Idealisten zum Desperado ist nur ein kleiner Schritt. Bonnot, Garnier und Co. waren Idealisten, bis sie Enttäuschte waren, bis sie — die Einzelnen — der ganzen Gesellschaft und ihrer waffenstarrenden Organisation, dem Staat, den Krieg erklärten, der nur mit dem Tode endigen konnte. Sie, die Verbrecher, die Räuber, die Banditen haben den Krieg gegen den frommen, braven Bruder, gegen die gesittete Gesellschaft, tapfer geführt.

Schlagt euer altes Testament auf und lest die ewige Legende nach von Kain und Abel. Hier habt ihr sie in moderner Auflage.

Der Kampf mit dem Drachen. Der Parlamentarismus wäre eine sehr hübsche Einrichtung, wenn es keine Oppositionsparteien gäbe. Man käme zusammen, nickköppte und der Staatskarren liefe, wohin die Regierung ihn schöbe. Manche Leute lassen sich aber immer noch in die Parlamente wählen, um nicht regelmässig zu nickköppen. Da kann natürlich die Wohlfahrt nicht gedeihen. Die arbeitswilligen Majoritäten müssen im Interesse der erspriesslichen Gesetzgeberei die grosse Schnauze durch die gepanzerte Faust ergänzen. Als letztes Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will, ist ihr der Schutzmann gegeben. Er hat erst in Berlin und dann in Budapest gezeigt, dass seine Körperkraft das Serum ist, das die ewige Krankheit, als welche sich Gesetz und Recht forterben, zu kurieren weiss. Auch in Strassburg, wo sogar die Majorität nicht will, was sie wollen soll, kann es eines Tages Scherben geben. Elsass-Lothringen wird preussische Provinz, und die Widerspänstigkeit der reichsländischen Parlamentarier wird dem Berliner Schutzmann unterstellt. Auf diese Weise muss ja endlich Ordnung und gute Sitte das Land regieren.

Die Wähler sind nicht einverstanden? Sie fühlen sich in ihr Staatsbürger-Rechten beeinträchtigt? Nicht doch! Ihnen bleibt ja die Freiheit, soviel Massenversammlungen einzuberufen, wie sie immer wollen. Ihr Tatendrang darf sich in Protestresolutionen ausleben. Der Zahl ihrer Entrüstungsschreie wird von keiner Macht der Welt eine Grenze gesetzt.

Die entsprechende Sühne. München veranstaltet zur Hebung des Fremdenverkehrs jedes Jahr riesige Ausstellungen, Festspiele, Preis-kegelscheiben und ähnliche Anstrengungen. Um die Fremden möglichst rasch wieder los zu werden, schikaniert er sie mit der Polizeistunde, schmeisst sie um drei Uhr aus allen öffentlichen Lokalen heraus und bewirkt in der Tat damit, dass die verärgerten Besucher die im irrümlichen Glauben hergekommen waren. München sei eine Grosstadt, das ungastliche Dreiviertelmillionen-Dorf in Massen wieder verlassen. Will jemand die Flüchtlinge sehen, so begeben er sich von ½4 Uhr früh an zum Bahnhofrestaurant I. und II. Klasse. Er sei aber selbst Reisender, also mit einem gültigen Fahrtausweis ausgerüstet und in ehrlichem Gemüte willens, von seiner Fahrkarte Gebrauch zu machen. Ausserdem wird sein Uebermut die entsprechende Sühne finden.

Am 29. Februar „vormittags“ gegen 3 Uhr fasste eine Gesellschaft von vier Herren und einer Dame den Entschluss, ein nettes Beisammensein, das durch die Polizeistunde gestört wurde, noch auszudehnen. Ich gehörte zu dieser Gesellschaft. (Du lieber Himmel, am 29. Februar wird man doch auch mir mal eine unsolide Anwendung verzeihen.) Da wir alle keine heiligere Pflicht kannten, als die, uns loyal in die behördlichen Anordnungen zu schicken, da wir ferner wussten, dass die einzige Möglichkeit, noch irgendwo zu bleiben, das Restaurant des Hauptbahnhofes bot und da wir auch die Bestimmung kannten, dass nur die ernsthafteste Absicht, zu reisen, den Zutritt zu diesem Etablissement zu einer rechtlich unbeantwortbaren Handlung erhob, kamen wir überein, eine Reise zu unternehmen. Der Bahnschalter für fernere Ziele war noch geschlossen und wir kauften Billete nach dem Südbahnhof zum Preise von zehn Pfennigen. Als wir, ohne Böses zu trachten, vor unserer Tasse Kaffee sassen, erschien ein Beamter, teilte uns mit, dass der Zug zum Südbahnhof soeben abgefahren sei, nahm uns die bei der provisorischen Sperre vor den Restaurationsräumen durchlocherten Fahrkarten ab und hiess uns das Lokal verlassen. Eiligen Schrittes verliessen wir es und ersinnen einen neuen Reiseplan. Für je 20 Pfennige erstanden wir Billete nach Obermenzing und waren nicht unzufrieden, als uns der Schalterbeamte daraufhinwies, dass wir den Zug, der 4³⁰ iuhr, nicht mehr erreichen könnten und dass der nächste Zug erst 5⁴⁰ abgehe, da der Dachauer von 4³⁰ nicht in Obermenzing halte. So hatten wir eine gute Stunde Zeit, uns der Vorfreude hinzugeben, einen Spaziergang zu planen, der uns über die Pasinger Landstrasse an Neulustheim vorbei, wo mir persönlich immer sentimentale Betrachtungen rege werden, durch den Nymphenburger Park zur Linie 1 der Münchener Elektrischen geführt hätte und inzwischen noch eine Tasse Kaffee zu trinken — Die Sache ging übel aus. Einige Wochen später hatten wir Strafbefehle und sollten je acht Mark zahlen wegen Vergehens gegen die Eisenbahnbetriebsordnung. Hier sind einige Sätze aus dem Schöffengerichtsurteil, das wir im

Bewusstsein unserer Unschuld auf dem Berufungswege herbeiführten. Sie werden dem Leser den Verlauf der Tragödie sinnfälliger vergegenwärtigen, als ich es in meinem Schriftsteller-Dialekt zuwege brächte:

„Die Angeklagten führen aber mit dem um 4 Uhr 25 Min. nach Obermenzing abgehenden Zug nicht fort“ (weil wir, wie gesagt, die Billete erst lösten, als der Zug schon unterwegs war) „und wurden nach Abgang des Zuges um 4 Uhr 52 Min.“ (der wie gesagt in Obermenzing nicht anhält) „noch im Wartezahl zechend“ (Kaffee zechend) „angetroffen. Es wurde deshalb von Seite der Schutzmannschaft mit Anzeigeerstattung gegen die Angeklagten vorgegangen.“

„Reisender“ im Sinne dieser Bekanntmachung ist nur derjenige, welcher im Besitze einer gültigen Fahrkarte sich befindet und zugleich auch den Willen und die Absicht hat“ (beides ist notwendig!) „wirklich wegzufahren.“ (Die Absicht nach Obermenzing zu reisen, glaubte uns das Gericht, die, auch den Südbahnhof zu besuchen, nicht.)

„Die unhaltbaren Zustände im hiesigen Hauptbahnhofe, mit denen sich die Gerichte wie die Presse schon seit Jahren beschäftigten“ (der Satz wäre vielleicht noch besser zu stilisieren gewesen) „führten im Interesse der Erhaltung des Ansehens einer Fremdenstadt zu der obigen auf den ersten Anschein vielleicht zu hart erscheinenden Massnahme, da es sonst nicht möglich war, lichtscheues Gesindel und betrunkene Kneiper vom Hauptbahnhofe fern zu halten“ (Die Idee, andere Lokale zu öffnen, liegt allerdings ganz fern.)

„Die Rechtswidrigkeit des Zutritts zum Wartesaal könnte nur dann mit Erfolg in Zweifel gezogen werden, wenn die Angeklagten heute behauptet hätten, sie würden erst nach Betreten des Wartesaals **den** anfänglich ernstgefassten Gedanken, nach dem Südbahnhof zu fahren, wieder aufgegeben haben.“ (Eine dankenswerte Anregung.)

„. . . einer oberpolizeilichen Vorschrift über Aufrechterhaltung der **Ordnung in den Bahnhöfen** zuwidergehandelt zu haben“ „...erscheint unter Berücksichtigung der Vermögens- und Einkommensverhältnisse **eine Geldstrafe von je drei** Mark als entsprechende Sühne“. („Im Falle **der** Uneinbringlichkeit“ werden wir statt dessen einen Tag in Stadelheim zubringen dürfen.)

Schade um **den** Taler. Jedenfalls wissen wir aber **jetzt**, warum man **in** München zwischen 3 **und** 6 Uhr nachts keinen Raum findet, wo **man** gesellig sitzen **und** etwas gemessen kann: „Im Interesse der Erhaltung **des** Ansehens einer Fremdenstadt.“

Geburtstaggrüsse. Allmählich kommen die, die einst „das jüngste Deutschland“ hiessen, zu grauen Haaren. Manche von ihnen liegen längst unter der Erde: Hermann Conradi, Otto Erich Hartleben, Otto Julius Bierbaum, Heinrich Hart, Liliencron und Peter Hille (dessen gewaltige dichterische Potenz die Welt noch einmal einsehen wird). Andere sind weit über die fünfzig hinaus und nicht alle von ihnen haben sich so jung erhalten, wie der tapfere M. G. Conrad. Die meisten wurden in den Jahren 1862—65 geboren und jetzt werden wir viele fünfzigste Geburtstage zu feiern bekommen und den Gefeierten wünschen, dass sie mit diesem Tage noch nicht in die Schar der Jubiläumsgreise eintreten mögen.

Im Mai war Artur Schnitzler an der Reihe, unter den Oesterreichern die erfreulichste Erscheinung. Ein feiner, kluger Geist, sehr differenziert, sehr empfindsam, sehr geschmackvoll. Das ist das

Wertvollste an Schnitzler, dass er sichtbar immer noch im Aufsteigen ist. Sein letztes Drama „Das weite Land“ gehört zu den stärksten Bühnenwerken, die in den letzten Jahren überhaupt geschrieben wurden. Man muss sich der Gelegenheit freuen, solchen Mann grüssen zu dürfen.

In diesen Tagen wird Johannes Schlaf fünfzig, einer der Wegmacher der „Modernen“. Auch der ist noch im Werden und das mag der Grund sein, weshalb man ihn seit geraumer Zeit lange nicht mehr genügend schätzt. Der deutsche Literaturphilologe ist gewöhnt, jeden, der ihm in die Fänge gerät, auf eine Note festzulegen. Er nimmt es persönlich übel, wenn sich einer nicht mehr in die Schablone schicken will. Schlaf hat seine naturalistische Programmrichtung längst hinter sich gebracht. Er ist sehr eigne und sehr merkwürdige Wege gegangen. Ueber das Drama, die Novelle und den Roman hinweg — und was er Feines und Starkes als Dichter geleistet hat, das soll ihm unvergessen bleiben — hat er sich als philosophischer und naturwissenschaftlicher Kritiker versucht. Ich teile seine Ansicht über Nietzsche garnicht, aber die Eigenheit der Gedanken und die Eindringlichkeit der Argumente sollten Schlaf vor dem ironischen Gekläffe der Kleineren schützen. Vor nicht langer Zeit unternahm er es, das Kopernikanische System anzugreifen. Der Deutsche Bürger brach in Hohnlachen aus. Der deutsche Bürger, der zwar keine Ahnung von Astronomie hat, weiss nämlich ganz genau, dass das, was Kopernikus gesagt hat, letzte und unumstössliche Wahrheit ist. Ich kann weder Kopernikus noch Schlaf kontrollieren, ich erinnere mich aber, in der Schule gelernt zu haben, dass auch Kopernikus mit seinen Behauptungen einigen Zweifeln begegnet sein soll. Ich wünsche Johannes Schlaf noch lange Jahre das jugendliche Draufgängertum, das den Bürgers- und Zeitungsmenschen so unsympathisch ist.

Maria im Rosenhag. Das Kausen hat Malheur gehabt. Es hat ein gutes Buch empfohlen: allerdings nur im Inseratenteil. Alexander von Bernus hat im Karlsruher Dreililien-Verlag ein Buch erscheinen lassen: „Maria im Rosenhag“. In sehr hübschen leichten Versen wird da die Gottesmutter angesungen, und zwar in einer graziösen, heiter-anmutigen Verschmelzung ihrer christlichen Gestalt mit der heidnischen einer Liebesgöttin. Maria als Schirmmutter der geistigen und der sinnlichen Liebe — das ist die ethische Idee des Buches. Es ist nicht unerfreulich, wenigstens unter den Annoncen der „Allgemeinen Rundschau“ auch Literatur empfohlen zu sehen, wie sie das Kausen gewöhnlich im redaktionellen Teil zu sittlichen Ekstasen aufpeitscht. Ein Gedicht schliesst:

Uns verführen tausend Sterne
und der Duft verhangner Bläue
in die buhlerische Ferne,
wie ihr Grund auch tödlich dräue.
Dass wir fürder nicht wie Diebe
unserer Stunde warten müssen,
lass uns Du in jeder Liebe
immer Deine Lippen küssen."

Hoffentlich übt das Inserat in der Allgemeinen pornographischen Rundschau einige Wirkung aus. Es kann auch Kausens Lesern nicht schaden, einmal bessere Verse in die Finger zu bekommen, als die gewöhnten lyrischen Ausschleimungen hirnerstopfter Landpfarrer.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis- — Münchener Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchner Post". — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Varieté. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der hiesige Zensor. — „Titanic." — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater".

□□ □□

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ◆ holsteiner Ufer 7 ◆
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

□□ □□

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

.....

Don
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. m. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. m. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. m.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1912. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse:

Name:

.....
.....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.